

XII.

Der Savannen-Brand auf Trinidad.

Nach langen, ermüdenden Berufsgeschäften wünschte ich einmal wieder die Hauptstadt zu besuchen, theils um meine Freunde wiederzusehen, theils um Nachrichten von dem Kriege auf dem benachbarten Kontinent zu erhalten. Ich machte mich daher zu Pferde auf den Weg, und beschloß zugleich mehrere Bekannte, die in der Richtung nach der Hauptstadt zu wohnten, im Vorbeigehn zu besuchen. Zuerst ging ich an den Ufern des Pechsees entlang und durch die Wälder nach Dropouche, von wo mich ein Führer durch den stark bevölkerten District Mataprima brachte. Hier übernachtete ich bei einem Bekannten, und kam dann am nächsten Mittag nach Chaguanas. Dieser Ort ist durch eine Savanne von fast sechzehn Meilen im Umfang von der Hauptstadt getrennt. Da bis jetzt noch keine Abzugsgräben gemacht sind, so ist dieser fruchtbare Strich sumpsig und acht oder neun Monate des Jahres durch den Carony-Fluß überschwemmt. Leider konnte ich kein Boot bekommen, um auf dem Fluß nach der Stadt zu fahren; ich mußte daher durch die Wildniß reiten. Aber auch kein Führer war aufzutreiben, der mich durch die Savanne geleitet hätte. Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, allein hinüberzureiten, zumal da mir ein eben von der Stadt kommender Mann den Weg, wie ich meinte, sehr genau beschrieb. Noch

hatten die Spanier nicht die Savanne in Brand gesteckt, wie sie es meist in der trockenen Jahreszeit thun, theils um das hohe Gras und die Binsen zu verbrennen und dadurch die Ebene gangbar zu machen, theils um das Wild und andere Thiere zu fangen, die sich darin aufhalten. Dies ist ein überaus rohes Verfahren, denn gegen ein noch eßbares Thier, das sie bekommen, werden fünfzig zu Kohle verbrannt; indessen wird es doch alljährlich wiederholt.

Der mir gegebenen Anweisung zufolge ritt ich, bei einer kleinen Pflanzung vorüber, durch fünf bis sechs Fuß hohes Gras bis zu vier in einer Reihe stehenden, auffallend schönen Palmbäumen, von wo ich deutlich die vorragende Bergspitze gewahr wurde, auf die ich in grader Linie mitten durch die mit Fuchschwanz und Binsen bewachsene Ebene losgehen sollte. Bis dahin war die Angabe richtig gewesen, aber mich in gerader Linie durch die dichte Pflanzenmasse hindurch zu schicken, war eine boshafte Neckerei, die mir das Leben kosten konnte. Denn der rechte Pfad führte, wie ich später erfuhr, weit ostwärts herum, und vermied den dichten Gras- und Binsenwald, in den ich jetzt gerieth. Die Binsenhalme waren dicker als ein Mannsarm, fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch und dabei oft so dicht, daß mein Pferd sich nur mit der größten Mühe durcharbeiten konnte, und ich mehr als einmal im Begriff war, wieder umzukehren. Die Form der Berge, die ich dann und wann durchschimmern sah, bewies mir indeß, daß ich wirklich meinem Ziele immer ein wenig näher kam, und so hielt ich es denn für schimpflich, auf einem Wege von nicht ganz einer deutschen Meile umzukehren.

Mit Erstaunen bemerkte ich nach einiger Zeit ganze Schaaren von Wild, das sonst immer nur einzeln hier umherstreift, eilig bei mir vorbeilaufen. Gleich darauf hüpfen eine Menge Agutis in derselben Richtung vorüber, als gälte es ihr Leben, und doch hörte ich keinen Hund bellen, noch sonst irgend einen Ton, der eine Jagd

andeutete. Ein paar wilde Hunde und Dachse sprangen vorüber, schienen aber nicht die Agutis zu verfolgen. Auf einmal trat mein Pferd auf eine Landschildkröte; das Thier zog Kopf und Beine ein, aber kaum war des Pferdes Huf wieder herunter, so kroch sie auch schon in derselben Richtung weiter, wie die anderen Thiere. Jetzt kam eine Heerde Bisamschweine grunzend und quikend vorüber; dann lief eine große Tigerkaze mit sechs oder acht Jungen bei mir vorbei; unmittelbar hinter ihr aber schlüpfte eine große Boa zwischen den Binsen durch. Ich griff nach meinem Jagdmesser und stieg vom Pferde ab, um mich zu wehren; aber sie eilte vorüber und mehrere andere Schlangen hinterher, ohne auf mich zu achten.

Was konnte das Alles bedeuten? Träumte ich, oder hatten alle Thiere der Insel Friede mit einander geschlossen, und eilten nun zum großen Congreß? — Ich stieg wieder aufs Pferd, das zu meinem Erstaunen denselben Weg, wie die andern Thiere, einschlug, und obwohl es schon vorher ganz abgetrieben war, eilig vorwärts stürzte. Der Wind schüttelte die riesenhaften Binsen, und ein seltsames Knistern und Prasseln war mir eben so unerklärlich, als alles Uebrige. Jetzt spürte ich Rauch, und nun stand die Wahrheit auf einmal klar vor mir. Die Savanne war angezündet worden; die Flucht der Thiere war erklärt: sie flohen vor dem verzehrenden Element! — Hoffnung zu entkommen hatte ich nicht; dennoch spornte ich mein Roß an. Das war überflüssig, denn das arme Thier hatte durch Instinct unsere Gefahr früher als ich bemerkt, und strengte die äußersten Kräfte an. Wohl that es noth; denn wenn die Flamme, die schon fürchterlich hinter uns sauste und brüllte, uns erreichte, ehe wir aus den Binsen heraus waren, so mußten wir in wenigen Sekunden zu Kohle verbrannt sein. Ich schloß die Augen zu wegen des Rauches, der mich fast erstickte; immer näher sauste die Flamme; die Binsen aber nahmen ab und der Boden wurde feucht. Einige ver-

zweifelte Sätze meines Pferdes brachten uns endlich an einen sum-
pfigen See, in den alle Thiere der Savanne sich geflüchtet hatten.
Fünf Minuten später hätte das verzehrende Element uns erreicht,
denn eben als mein Pferd in die Mitte des Pfuhls stürzte, der von
Schlangen und vierfüßigen Thieren wimmelte, schlugen die Flammen
von den Seiten des Sees fast über unseren Köpfen zusammen. Ich
sprang hinunter, und stand bis an die Brust in dem schlammigen
Wasser, das von der Hitze dampfte. Die Thiere ächzten auch vor
Hitze, aber keines schien das andere zu fürchten. Ich sah mehrere
giftige Schlangen, welche die Flamme noch am Ufer des Pfuhls er-
reicht hatte, sich mit dummer Wuth gegen das Feuer wenden, so-
bald sie ihren Schweif verbrannt fühlten. Zornig richteten sie sich
auf, fuhren zischend auf das Feuer los, und waren im Nu zu Kohle
verbrannt.

Da der Wind die Flamme auch über das schlammige Wasser
hintrieb, so wurde meine Lage in demselben beinahe unausstehlich;
dennoch dankte ich der Vorsehung für meine Rettung; ich war ja nur
im Fegeseuer, und rings um mich flammte die Hölle. Endlich legte
sich der Wind, die Flamme erhob sich in senkrechter Richtung, und
meine wunden Augen erquickten sich wieder an dem Anblick des be-
wölkten Himmels über mir. Aber nicht lange, so jagte der Wind
wieder die Flamme über den See. Ich tauchte bis ans Kinn in
das schlammige Wasser, und zuletzt fuhr ich sogar auf eine Sekunde
mit dem ganzen Kopfe hinunter, um ihn abzukühlen. Da legte sich
der Wind, und ich konnte den Kopf wieder erheben und meinem
armen, schnaufenden Pferde mit der Hand Wasser über den Kopf gießen.

Ungefähr eine halbe Stunde mußte ich in der Pfütze gesteckt
haben, als das Feuer abgebrannt war. Doch blieb die Oberfläche
des Bodens glühend heiß wie ein Backofen, so daß kein lebender
Fuß ihn betreten konnte. Zum Glück zeigten sich schwarze Regen-

wolken; wenn sie sich aber nicht bald entluden, so hatte ich die trostlose Aussicht, mehrere Stunden in meiner jetzigen unbehaglichen Lage zu bleiben, umgeben von Gewürm aller Art, das, obwohl jetzt in Frieden mit den Nachbarn, doch die Feindseligkeiten bald wieder anfangen konnte. Ich ließ nun mein Pferd an eine Stelle waten, wo ein krummer Stamm ohne Zweige mitten im Wasser stand und von der Flamme nicht verzehrt worden war, und band den Zaum meines Pferdes daran, um mich umzusehen, wo ich wohl am leichtesten Wasser auf die glühende Erde schütten könnte, um wenigstens einen Platz zum Stehen auf dem Trockenen für mich und mein Pferd zu gewinnen, bis der Regen oder der Abendthau den Boden zum Weitergehen hinreichend abgekühlt hätten.

Kaum hatte ich das Pferd eine Minute verlassen, als ich schon sein Angstgewieher hörte, mein Jagdmesser ergriff und ihm zu Hülfe eilte. Eine ungeheure, über zwanzig Fuß lange Boa hatte das arme Thier schon zweimal umschlungen, indeß noch ein Theil des Ungeheuers um den Baumstamm ringelte. Eben wollte die Schlange die Kehle meines treuen Rosses umschlingen, als ein Stoß meines Messers ihr durch das Auge in den Kopf drang. Nun wandte sich ihr Zorn gegen mich; sie dehnte ihren Körper aus, daß er sechs oder sieben Fuß über das Pferd hinausragte, ohne dieses jedoch loszulassen. Züngelnd erhob sie ihren Kopf über mir, riß den Rachen so auf, daß die Kinnladen wie verrenkt schienen, und hauchte mich mit ihrem höllischen Athem an, dessen Geruch sich mit nichts vergleichen läßt. Während sie mit dem Angriff einen Augenblick zögerte, duckte ich mich ins Wasser unter, und führte dann einen so glücklichen Hieb nach ihr, daß ich die untere Kinnlade spaltete. Nun fuhr sie zurück; ich führte einen zweiten Streich nach dem Theile des Thieres, der noch immer den Baum umschlang, und hieb mit demselben den Schwanz ab. Das schien der Todesstreich zu sein.

Die Boa verlor die Kraft, und der blutende Kopf sank ins Wasser; mein armes Pferd aber schnaufte, als es sich von den erdroffelnden Umschlingungen des Unthiers befreit fühlte. Aber erst, nachdem ich abermals eine von den Umschlingungen durchschnitten hatte, fielen die Stücke zuckend und blutend ins Wasser.

Ein willkommener Regenschauer, wie er in Trinidad nicht selten während der trockenen Jahreszeit eintritt, kühlte schnell den Boden ab, der zischend Wolken von Dampf aufwärts sandte. Ich zog rasch mein Pferd aus dem Wasser; allein es war zu erschöpft, um mich zu tragen. Ich führte es daher bis an den Fluß, wo wir uns beide badeten, und ich meine schlammigen Kleider wusch. Dann schwamm ich über den Strom, und wurde in der Pflanzung eines Kreolen von französischer Abkunft, der, wie ich, aus der Insel Granada gebürtig war, auf das gastlichste aufgenommen, und während eines leichten Entzündungsfiebers, das eine Folge meines Abenteuers war und zwölf Tage anhielt, auf das liebevollste verpflegt. Mein schönes Pferd starb aber schon nach zwei Tagen.